

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong, Hamburg

TheologIn – ManagerIn – Mädchen für alles
Herkunft und Zukunft des Pfarrberufes

Vortrag vor dem bayerischen Pfarrerinnen- und Pfarrerverein am 26. April 2010

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

gerne trage ich Ihnen einige Überlegungen zu den Aufgaben und zum Charakter des Pfarrberufes vor und diskutiere diese mit Ihnen. Dies ist ein Gegenstand, der Sie nicht nur alle betrifft, sondern für den Sie alle auch Expertinnen und Experten sind. Meine Rolle ist es dabei, aus einer praktisch-theologischen Perspektive heraus mit etwas mehr Abstand auf die Phänomene zu blicken, diese in einen größeren Horizont zu stellen, indem ich sie mit Erkenntnissen aus der Geschichte und der gegenwärtigen Literatur verbinde und stärker konzeptionell auf die Praxis blicke, ohne unmittelbaren Handlungsdruck. Sie mögen hören, was Ihnen davon für Ihre eigenen – vermutlich eng mit Ihrer Praxis verzahnten – Überlegungen hilfreich erscheint und dann in ein Gespräch darüber eintreten. Wenn Sie heute Abend den Eindruck haben, einige Impulse für Ihre eigenen Überlegungen erhalten zu haben, die dann möglicherweise auch noch Konsequenzen für Ihre Berufsausübung haben, wäre das Ziel des Tages erreicht.

Mit dem, was wir heute miteinander tun, also über den Pfarrberuf nachzudenken, befinden wir uns in guter Gesellschaft, nicht nur in der Gegenwart, sondern auch historisch gesehen: Seit es den Pfarrberuf gibt, wird über ihn nachgedacht, und spätestens seit es die wissenschaftliche Pastoraltheologie gibt, wird nach seinem Charakter und seinen Aufgaben gefragt. Es dürfte wenige Berufe geben, die so reflexionsbedürftig und damit auch: so unselbstverständlich sind wie der pastorale Beruf. Es scheint geradezu zum Pfarrberuf dazuzugehören, dass nicht klar festgelegt werden kann, wie sein Charakter zu beschreiben ist und welche konkreten Aufgaben er erfüllen soll.¹ Dies liegt vor allem in der Sache selbst begründet: Da die „Sache“ des Pfarrberufes, die Kommunikation des Evangeliums, sich nicht nahtlos in die jeweilige Gesellschaft einfügt, da das, was das Evangelium ausmacht, immer deutungsbedürftig ist und da das Evangelium immer mit den Menschen als Kindern ihrer Zeit zu kommunizieren ist, ist es durchaus sachgemäß, den Pfarrberuf nicht festlegen zu können. Diese Einsicht scheint mir zunächst wichtig, weil man gelegentlich den Eindruck bekommen kann, „früher“ wäre alles klar und selbstverständlich gewesen und unsere Generation heute hätte die Last der Reflexion alleine zu tragen.

Dennoch ist es nicht zu verleugnen, dass das Nachdenken über den Pfarrberuf heute in anderen Rahmenbedingungen erfolgt als in früheren Jahrhunderten, und dass manche Konstellationen wirklich neu sind. Daher nenne ich zunächst einige Schwierigkeiten, die die Situation des Pfarrberufes heute prägen und ordne sie in die Geschichte und die Gegenwart der Kirche ein (dabei konzentriere ich mich auf die Probleme und vernachlässige einmal den schönen Seiten des Berufs, die sie auch alle kennen werden). Diese Rahmenbedingungen führen zu zwei zentralen Fragen, von denen aus ich meine konzeptionellen Überlegungen zum Pfarrberuf entfalten werde.

¹ Vgl. auch *Birgit Weyel*: Art. Pfarrberuf, in: *Wilhelm Gräß / dies.*: Handbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2007, 639-649, 639, die die Dauerhaftigkeit der Selbstverständnisdiskussion des Pfarrberufes auf seine Wechselbeziehungen zur (sich permanent verändernden) modernen Gesellschaft zurückführt.

1. Schwierigkeiten des Pfarrberufs heute - Situationsanalyse

1.1. Erhöhte Anforderungen an Pfarrerinnen und Pfarrer durch die kirchliche Strukturen

1.1.1. Das Erbe der Gemeindebewegung

1.1.1. Das Leitbild des vollen Gemeindehauses stellt einen hohen Anspruch.

Die Situation der Kirche insgesamt und von Pfarrerinnen und Pfarrern im Besonderen ist geprägt von einem Gegenüber frühmoderner Organisationsformen einerseits und spätmoderner Ansprüche an kirchliches Handeln andererseits. Die Ortsgemeinde – nach wie vor die dominante kirchliche Organisationsform – ist entstanden am Ende des 19. Jahrhunderts. Die Gemeinde wurde damals ganz neu entworfen als Gegenbewegung zur Anonymität der modernen Großstadt: Sie sollte der „Hort christlicher Liebe“ sein. Mit ihr (erst) entstand das Konzept, als Kirche Menschen in ihrer Freizeit über vielfältige religiöse Angebote zu erreichen und das Evangelium über Freizeitaktivitäten zu kommunizieren. Sichtbar ist dies am damals entstandenen Gemeindehaus.² Möglichst viele der nominellen Kirchenmitglieder sollten in eine aktive Gemeindegemeinschaft integriert werden. Die diversen Gruppen und Kreise, die das entstehende Gemeindehaus füllten und seitdem füllen, sind trotz der ursprünglichen Verantwortlichkeit von Laien und der Entwicklung der gemeindepädagogischen Berufe immer stärker dem Pfarramt zugewachsen.³ Damit veränderte sich der Pfarrberuf grundlegend: Zu den bisherigen kultischen und pädagogischen Funktionen kamen kommunikative und soziale Felder hinzu, vor allem aber organisatorische Aufgaben.⁴ Mit der Konzeption der Gemeindebewegung entstand eine wesentlich stärkere Orientierung des Pfarrers an „seiner“ Gemeinde. Diese enge Beziehung wurde damals auch explizit als Identität des Pfarrers formuliert und stark emotionalisiert: „Seine ganze Seele, sein ganzes Leben muß allen Gemeindegliedern angehören.“⁵

Dieses Leitbild ist nach wie vor wirksam, wirft jedoch für die Gegenwart Probleme auf. Anders als vor 100 Jahren hat sich eine unglaubliche Bandbreite an Freizeitangeboten etabliert, zu denen die Gemeinde faktisch in Konkurrenz tritt. Die Ausdifferenzierung der Gesellschaft ist so stark vorangeschritten, dass das volle Gemeindehausprogramm zur Überforderung geworden ist. Wir müssen daher heute genauer nach dem spezifischen Profil des Pfarrberufs in der Pluralität der Angebote fragen und können nicht mehr das „volle Haus“ als Kriterium „guter“ pastoraler Arbeit annehmen.

1.1.2. Die Vielfalt von Rollen und Aufgaben

1.1.2. Die Vielfalt von Rollen und Aufgaben birgt Orientierungsprobleme.

² Vgl. *Uta Pohl-Patalong*: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 97ff.

³ Zur Rolle des Gemeindehausbetriebs für die Arbeitskapazität der Pfarrerinnen und Pfarrer vgl. *Rudolf Roosen*: Gemeindehaus vor dem „Aus“?, DtPfrBl 97 (1997), 63-66, 63.

⁴ Schon früh wurde die Gefahr gesehen, dass sich die Aufgaben des Geistlichen dabei immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annähern und er zum „Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins (wird), der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß“. *Walter Bülck*: Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation, Tübingen 1926, 36.

⁵ Emil Sulze, *Die evangelische Gemeinde*, Leipzig 1912, 185.

Im Moment gibt es faktisch eine Fülle von Aufgaben für den Pfarrberuf, die das 2002 publizierte Leitbild des Verbandes der Pfarrervereine eindrucksvoll (und oft kritisiert) abbildet.⁶ In dieser Vielfalt von Aufgabengebieten wird es offensichtlich noch unklarer, was den Pfarrberuf nun wirklich ausmacht, was seine Mitte, seine Kernaufgabe ist.⁷ Diverse Rollen scheinen sich anzubieten wie die klassischen Ämter des Propheten, der Priesterin, des Lehrers, der Meisterin, des Heilers und der Wegbegleiterin,⁸ aber auch die Rolle der Werbestrategin, des Publizisten, der Kommunikationswirtin, des Systemtheoretikers, Managers oder Künstlers.⁹ Die eigene, dem theologischen Auftrag entsprechende und für sich selbst stimmige Rolle zu finden, ist eine anspruchsvolle Aufgabe.

Gleichzeitig muss die Differenz und die Beziehung zu den anderen kirchlichen Berufen deutlich gemacht werden, was in der Praxis häufig verschwimmt. Denn wenn der Pfarrberuf bereits das „Mädchen für alles“ ist, bleibt daneben nicht viel Platz für Gemeindepädagogen, Diakoninnen und Kantoren – geschweige denn für Ehrenamtliche.

1.1.3. Freiheit und Zwang der Gestaltung

1.1.3. Die Freiheit des Berufs beinhaltet den Zwang zu Strukturierung.

Zu dieser Situation trägt erschwerend bei, dass der Pfarrberuf traditionell ein hohes Maß an Gestaltungsfreiheit beinhaltet. Traditionell gibt es keine festgeschriebene Arbeitszeit, keine Arbeitsplatzbeschreibungen und kaum Vorschriften, wie und in welcher Gewichtung man seine Arbeitszeit füllt. Diese Freiheit ist eine der großen Vorteile des Berufes und bietet die Möglichkeiten, die eigenen Charismen zu berücksichtigen und einzusetzen, und – durchaus legitim – den eigenen Neigungen zu folgen.

Diese Diffusität fordert aber auch, die Ausformung der eigenen Identität und Rolle und die pragmatische Entscheidung, wie viel Arbeitszeit für welches Handlungsfeld aufgewendet wird, individuell zu lösen. Freiheit braucht jedoch immer auch Struktur, um als Freiheit erfahren zu werden. Besonders die Ortsgemeinde ist ein eher diffuses Arbeitsfeld, das die Gefahr von Strukturlosigkeit beinhaltet. Pfarrerrinnen und Pfarrern wird ein hohes Maß an persönlicher Strukturierungsleistung abverlangt, die auch misslingen kann. Denn: „Wer nicht weiß, was er will, wird schnell von den Erwartungen der anderen verschlungen.“¹⁰

Strukturelle Hilfen wie Gemeindeberatung, Supervision, Intervision oder Coaching gibt es zwar mittlerweile in jeder Landeskirche, aber die Entscheidung, sie in Anspruch zu nehmen, liegt wiederum in der Regel bei den Pfarrerrinnen und Pfarrern selbst. Kirchenleitend ist nach wie vor überwiegend Zurückhaltung erkennbar, klare Strukturen pastoraler Arbeit mit deutlichen Begrenzungen zu setzen. Einerseits dürfte sich darin die ebenso wie auf jeder anderen kirchlichen Ebene spürbare Sorge zeigen, dass klare Grenzen des kirchlichen

⁶ Vgl. Leitbild Pfarrerinnen und Pfarrer in der Gemeinde. Leitbild mit Erläuterungen und Konsequenzen, hg. vom Verband der Vereine ev. Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland, o.O. 2002.

⁷ Vgl. z.B. *Isolde Karle*: Was heißt Professionalität im Pfarrberuf?, DtPfrBl 99 (1999), 5-9 oder *Jobst Reller*: Pfarrer sein – was haben wir heute noch davon, DtPfrBl 104 (2004), 517-521.

⁸ *Dietrich Stollberg*: Zwischen Überforderung und Freiheit. Zu einigen Problemen von Pfarrerinnen und Pfarrern in der mobilen Event-Gesellschaft, PTh 93 (2004), 396-410, 409.

⁹ Vgl. *Alexander Deeg*: Pastor legens. Das Rabbinat als Impulsgeber für ein Leitbild evangelischen Pfarramts, PTh 93 (2004), 411-427, 411.

¹⁰ *Ulrike Wagner-Rau*: Auf der Schwelle. Das Pfarramt im Prozess kirchlichen Wandels, Stuttgart 2009, 27.

Handelns Beschwerden engagierter Kirchenmitglieder hervorrufen könnten. Zudem ist es schwierig, pastorales Handeln „top down“ klar zu definieren und von der Leitungsebene her zu gestalten. Die erhöhte Sicherheit und Entlastung wäre auf Kosten pastoraler Gestaltungsfreiheit erkaufte. Die mittlerweile in vielen Landeskirchen etablierten Jahresgespräche sind ein Versuch, kirchenleitend individuelle Unterstützung zu gewährleisten, ohne die individuelle Freiheit einzuschränken.

1.1.4. Konzentration auf das „Kerngeschäft“?

1.1.4. Eine Konzentration auf das „Kerngeschäft“ führt nicht weiter.

Dieser offenen und zur Überforderung neigenden Situation kann gelegentlich mit der Forderung nach einer Konzentration auf das „Kerngeschäft“ oder den Ruf „zurück zum Eigentlichen“ begegnet werden. Einer solchen Orientierung stehen allerdings eine theologische und eine historische Einsicht gegenüber: Historisch ist darauf hinzuweisen, dass der Ruf zum „Eigentlichen“ die pastoraltheologische Literatur seit mindestens 200 Jahren durchzieht – dass dieses „Eigentliche“ aber je nach Phase ganz unterschiedlich bestimmt wird bzw. dass das, wovon man sich dann abgrenzt, ganz unterschiedlich gesehen wird.¹¹

Versteht man unter dem „Kerngeschäft“ den Gottesdienst, wie es gelegentlich versucht wird, ist theologisch einzuwenden, dass Martin Luther den „Gottesdienst im Alltag der Welt“ als gleichrangig mit dem sonntäglichen Gottesdienst betrachtet hat. Die Kommunikation des Evangeliums findet keineswegs nur im Gottesdienst statt, und es würde die pastoralen Aufgaben unzulässig einschränken, wenn man darin seine vorrangige Aufgabe betrachtete. Insofern ist hier keine generelle Lösung zu finden, die von individueller Entscheidung entlasten würde.

1.2. Erhöhte Anforderungen an Pfarrerinnen und Pfarrer durch die „Krise“ der Kirche

1.3.1. Erhöhter Druck auf das pastorale Handeln

1.3.1. Die Forderung nach „Effektivität und „Qualität“ erhöht den Druck.

Im Rahmen des Krisenszenarios der Kirche wird Kritik geübt – Kritik an der Kirche und auch Kritik an Pfarrerinnen und Pfarrer als den „Schlüsselfiguren“ der Kirche. Aber auch innerkirchlich wird Kritik formuliert, gelegentlich ein höheres Maß an „Qualität“ und „Effizienz“ gefordert. Dies ist für Pfarrerinnen und Pfarrer nicht selten kränkend und erhöht den Druck, „gute“ Arbeit zu leisten. Da die Kriterien für „gute“ pastorale Arbeit aber keineswegs geklärt sind, bleibt der Druck als Anforderung diffus bestehen.

1.3.2. Überlastung durch schwindende Finanzmittel bei gleich bleibenden Kirchenbildern

¹¹ Es kann (in der Aufklärung) die Konzentration auf den ethischen und religiösen Bereich meinen (statt sich auf medizinische, landwirtschaftliche o.a. Gebiete zu begeben), es kann die Verkündigungsaufgabe bezeichnen (in der Dialektischen Theologie nicht selten gegen Kasualien etc. abgegrenzt), es kann sich auf die unmittelbaren „Amtspflichten“ beziehen (abgegrenzt von der Mission Fernstehender wie bei Krauss oder von Gemeindeveranstaltungen wie bei Palmer) oder auf die religiöse Kommunikation (abgegrenzt von Verwaltungsaufgaben, geselligen Veranstaltungen etc. Vgl. *Uta Pohl-Patalong*: Art. Pastoraltheologie, in: *Christian Grethlein / Helmut Schwier* (Hg.): *Praktische Theologie. Eine Theorie- und Problemgeschichte* (Arbeiten zur Praktischen Theologie Bd. 33) und Herausforderungen, Leipzig 2007, 515-574.

1.3.2. Konstante Kirchenbilder bei schwindenden Finanzmitteln überfordern.

Seit Mitte der 1990er Jahre sind die der Kirche zur Verfügung stehenden Finanzmittel erstmals seit 1945 deutlich weniger geworden. Im Zuge der ständig steigenden Mittel hatte man in den 1970ern und 1980ern viele zusätzliche Pfarrstellen eingerichtet. Um nur eine Zahl zu nennen: Zwischen 1958 und 1997 stieg die Zahl der PfarrerInnen EKD-weit von 40 auf 10.000 Gemeindeglieder auf 91 auf 10.000 Gemeindeglieder.¹² Damit wurden zwei Linien verfolgt: Zum einen wurde damit über nichtparochial strukturierte Pfarrstellen der steigenden Ausdifferenzierung der Gesellschaft begegnet und die Ortsgemeinde davon entlastet, spezifische Angebote für bestimmte Zielgruppen (wie Alleinerziehende, Singles, Menschen im höheren Management etc.), aber auch inhaltliche Arbeitsgebiete zu entwickeln wie beispielsweise interreligiöser Dialog, Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt, Meditation und Spiritualität etc. diakonische, gesellschaftspolitische, ökumenische, ästhetische, bildende und andere Aufgaben sind hinzugekommen, um „die kirchliche Präsenz in der funktional differenzierten Gesellschaft zu sichern“.¹³

Zum anderen wurde in den ortsgemeindlichen Strukturen das Konzept „Kirche nah bei den Menschen“ bzw. „Kirche der kurzen Wege“ zu sein, mit der Vermehrung der Pfarrstellen deutlich engmaschiger umgesetzt: Gemeinden wurden geteilt, und neue Gemeinden, beispielsweise in Neubaugebieten, entstanden.

Die in den finanziell „fetten Jahren“ entstandenen kirchlichen Strukturen haben – sowohl innerkirchlich als auch in der Wahrnehmung der gesellschaftlichen Öffentlichkeit – ein Bild der Kirche und auch den Anspruch an sie entstehen lassen, dass sie mit einem hohen Grad an Ausdifferenzierung kirchlicher Arbeit flächendeckend präsent sein sollte – an möglichst vielen Standorten sollten möglichst viele unterschiedliche Angebote stattfinden. Dieses Bild hat bislang weder in der Öffentlichkeit noch bei den kirchenleitenden Gremien und schon gar nicht bei den engagierten Gemeindegliedern eine klare Korrektur erfahren. Mit zurückgehenden finanziellen und vor allem personellen Mitteln wird vielfach immer noch versucht, ein möglichst großes Spektrum von Angeboten am eigenen Ort aufrechtzuerhalten. Wenn Stellen gestrichen werden und Pfarrerinnen und Pfarrer entweder übergemeindliche Aufgaben hinzubekommen oder die bisher von Kolleginnen geleistete Arbeit in der Gemeinde zusätzlich übernehmen, ist es ihre individuelle Aufgabe, dies mit den Anforderungen und auch ihren eigenen Idealen zu vermitteln. Damit müssen unausweichlich Entscheidungen getroffen werden, was getan – und was gelassen wird.

1.3.3. Wachsende Aufgabenfelder

1.3.3. Die pastoralen Aufgabenfelder wachsen.

Gleichzeitig nimmt die Ausdifferenzierung der Gesellschaft jedoch weiter zu. Das Feld möglicher kirchlicher Aufgaben ist unbegrenzt. Vor allem aber wird die Ausdifferenzierung der Gesellschaft kirchlicherseits viel stärker wahrgenommen als noch vor einigen Jahren. Besonders der Milieuansatz hat kirchlichen Haupt- und Ehrenamtlichen ins Bewusstsein gerufen, dass auch vor den finanziellen Schwierigkeiten mit einer sehr guten personellen

¹² Vgl. *Karl-Wilhelm Dahm*, Art. Pfarrer/PfarrerIn VI. Statistisch, in: RGG IV (2003), 1205-1208, 1205.

¹³ Vgl. *Peter Scherle*, Der Pfarrberuf im Umbruch. Konturen einer erneuerten Theorie des Amtes, in: *Thorsten Peters / Achim Plagantz / ders.: Gottes Profis? Re-Visionen des Pfarramts* (Herborner Beiträge Bd. 2), Wuppertal 2004, 27-53, 27.

Ausstattung die kirchliche Arbeit bestimmte Bevölkerungsgruppen deutlich besser angesprochen hat als andere. Diese Einsicht erhöht den Druck auf Pfarrerinnen und Pfarrer, eigentlich noch viel mehr machen zu müssen, obwohl strukturell die Grenzen längst erreicht sind. Dadurch verstärkt sich für den Pfarrberuf eine Spannung, die spätestens seit der Gemeindebewegung zumindest latent vorhanden ist: Man könnte / sollte eigentlich noch sehr viel mehr und ganz anderes tun – aber die Möglichkeiten, Ressourcen und Kräfte sind begrenzt.¹⁴

Diese „Orientierungsnot zwischen einer Fülle von Ansprüchen und Aufgaben“¹⁵ entsteht jedoch nicht nur aufgrund äußerer Anforderungen, sondern betrifft Pfarrerinnen und Pfarrer auch als Personen. Denn der Pfarrberuf als klassischer „Gesinnungsberuf“ ist notwendig eng mit der eigenen Person verbunden. In ihrer Berufsausübung fühlen sich Pfarrerinnen und Pfarrer – zu Recht – nicht nur ihrer Arbeitgeberin verpflichtet, sondern Gott und ihrem Gewissen. Dass sie Aufgaben, die sie eigentlich als notwendig empfinden, nicht tun können, kann daher auch zu inneren Konflikten führen.

2. Die Grundaufgabe des Pfarrberufs und die Gestaltung seines Alltags – entscheidende Fragen

Sie merken: In der Gegenwart laufen unterschiedliche Faktoren als Ursache für die gegenwärtigen Probleme und Herausforderungen des Pfarrberufs zusammen – und treffen sich dann ganz konkret bei den Pfarrerinnen und Pfarrern. Dabei sieht in der Praxis, wie Sie selbst am besten wissen, jede Situation ein wenig anders aus – Sie werden vermutlich den einen Aspekt stärker spüren, den anderen weniger stark, je nach Ihrem Stellenzuschnitt, aber auch nach Ihrer Persönlichkeit. Zwei Fragen kristallisieren sich aus dieser Situationsanalyse heraus – ich vermute, Sie kennen Sie aus Ihrer Praxis alle mehr oder weniger drängend:

1. Was macht den Pfarrberuf grundlegend aus, was ist sein „Eigentliches“?
2. Wie können Pfarrerinnen und Pfarrer ihren Berufsalltag so gestalten, dass es für sie und andere befriedigend ist? Wie können sie sinnvoll auswählen aus der Fülle möglicher Aufgaben – ohne sich selbst oder den Charakter des Berufes zu beschädigen?

Zumindest die zweite Frage stellt sich für Pfarrerinnen und Pfarrer in Teilzeitdienstverhältnissen verschärft und wurde lange als typisch für diese Gruppe angesehen. Spätestens im Zuge der oben genannten Konzentration von potentiell mehr Aufgabenbereichen auf weniger Hauptamtliche ist jedoch deutlich, dass diese Frage zum Pfarrberuf grundsätzlich dazugehört. Stellt man sich dieser Frage nicht, wird der Arbeitsalltag vermutlich durch zwei Faktoren bestimmt, die beide keinen theologischen Charakter haben: Auf der einen Seite steuern dann die am lautesten artikulierten Erwartungen anderer insbesondere in der Ortsgemeinde. Auf der auf der anderen Seite werden Entscheidungen dann faktisch getroffen von der Erschöpfung oder den Ansprüchen der Menschen, die einem

¹⁴ Vgl. Wagner-Rau, 29: „Die Frage, was sinnvoll zu tun ist, erfordert nicht nur eine differenzierte Wahrnehmung der Lage, sondern auch klare Entscheidungen für, aber auch gegen mögliche und sinnvolle, vielleicht sogar notwendige Aktivitäten. Lange war es möglich, der Ausdifferenzierung der Gesellschaft durch eine Ausdifferenzierung der kirchlichen Arbeit zu folgen. Was in der Gemeinde keinen Ort fand, wurde durch übergemeindliche Funktionsstellen wahrgenommen... Längst ist eine Grenze erreicht, die eine Fortsetzung dieses Weges verhindert.“

¹⁵ A.a.O., 22.

nahe stehen. Die gegenwärtige Situation lässt also die Frage nach den *Grenzen im Pfarrberuf* hervortreten.

Meine These ist nun, dass sowohl die pastorale Praxis als auch die praktisch-theologische Debatte um den Pfarrberuf dann einen großen Schritt weiterkommt, wenn beide Fragen im Zusammenhang gestellt und bearbeitet werden. Denn nur die inhaltliche Frage nach den grundlegenden Aufgaben des Pfarrberufs führt zu Kriterien, die die Strukturierung des Berufsalltags leiten können. Umgekehrt führt nur die Perspektive einer notwendigen Begrenzung der Aufgabenfelder dazu, die inhaltliche Frage so zu konkretisieren, dass sie hilfreich wird für die Praxis des Pfarramtes.

Geschieht dies nicht, bleiben wertvolle pastoraltheologische Überlegungen zum Charakter des Pfarrberufes sozusagen „stecken“. Dies gilt beispielsweise für den Ansatz von Wilhelm Gräb, der den Pfarrer als „Religionshermeneuten“ versteht, der die konkreten Lebenserfahrungen von Menschen mit den Deutungsangeboten des Christentums in Beziehung setzt, damit Menschen zu ihrer je eigenen religiösen Sinnbildung finden.¹⁶ Prinzipiell bedenkenswert finde ich auch den Vorschlag Albrecht Grözingers, den Pfarrberuf als „Amt der Erinnerung“ zu verstehen und die „Tauglichkeit (...) der biblischen Tradition inmitten der postmodernen Vielfalt der Weltanschauungen und religiösen Orientierungen Tag für Tag aufs neue den Menschen plausibel zu machen“.¹⁷ Grözinger möchte das seit den 1960er Jahren dominante Leitbild des Kommunikators und der Kommunikatorin in diversen gemeindlichen Feldern durch das des Interpreten bzw. der Interpretin ersetzen und profiliert dies als intellektuelles Amt, zu dem – ähnlich dem jüdischen Rabbiner – die „Studierstube“ besser passt als das Büro. Beide sind sich bewusst, dass der pfarramtliche Alltag mit seiner Fülle von Aufgaben einer solchen Orientierung häufig genug nicht entspricht. Sie reflektieren jedoch nicht, was eine solche inhaltliche Orientierung für die Vielzahl von Handlungsfeldern sowohl innerhalb der Ortsgemeinde als auch für Pfarrerinnen und Pfarrer in anderen kirchlichen Feldern bedeutet. In einer Zeit, in der der Pfarrberuf potentiell unendlich viele Handlungsfelder umfasst und die konkrete Aufgabenstellung jenseits von Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht immer heterogener wird, muss sich die *inhaltliche* Profilierung des Berufsbildes mit der Frage von *Auswahl und Entscheidung* aus der Fülle verbinden.

Zudem muss die faktische Heterogenität der Pfarrstellenprofile im Blick sein. Die grundlegende Aufgabenbestimmung des Pfarrberufs muss sowohl für die Ortsgemeinde als auch für alle anderen Pfarrstellen anwendbar sein. Sie muss auf die diversen städtischen und ländlichen Räume zutreffen, auf Vollzeit, Teilzeit und ehrenamtlichen pastoralen Dienst, auf einer Einzelpfarrstelle wie auf ein Teampfarramt. Dies hat die pastoraltheologische Literatur kaum im Blick, wie beispielsweise der in den letzten Jahren viel diskutierte Entwurf von Isolde Karle aufzeigt, die faktisch nur das Gemeindeeinzelpfarramt berücksichtigt.¹⁸

3. Die Kommunikation des Evangeliums als Ausgangspunkt des Nachdenkens über den Pfarrberuf – Versuch einer Aufgabenbestimmung

¹⁶ Vgl. *Wilhelm Gräb*: Sinnfragen. Transformationen des Religiösen in der modernen Kultur, Gütersloh 2006, 188.

¹⁷ *Albrecht Grözinger*: Das Amt der Erinnerung – Überlegungen zum künftigen Profil des Berufs der Pfarrerinnen und Pfarrer, in: ders.: Die Kirche – ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft, Gütersloh 1998, 134-141, 135.

¹⁸ Vgl. *Isolde Karle*: Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft, Gütersloh 2001.

Ich schlage Ihnen daher einmal folgende These als Ausgangspunkt des Nachdenkens über die beiden Fragen vor, die ich anschließend konkretisiere und auf ihre Konsequenzen hin befrage: *Pfarrerinnen und Pfarrer sind zuständig für die Kommunikation des Evangeliums in der Welt und mit der Welt.* Das bedeutet konkret:

3.1. Von der Wirkung her denken

3.1. Der Kommunikationsbegriff denkt von der Wirkung des Evangeliums her – die aber unverfügbar und nicht messbar ist.

Den Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ hat Ernst Lange geprägt in Abgrenzung zu einem Verkündigungsbegriff, der einseitig vom „Sender“ aus denkt. Der Kommunikationsbegriff fokussiert das *wechselseitige* Geschehen und betont – jedenfalls in der neueren Kommunikationstheorie – stärker die *faktische Wirkung* des Kommunikationsvorgangs als die Absicht. „Entscheidend ist, was ankommt“, könnte man salopp sagen.

Damit ist auch deutlich, dass es nicht um eine Kommunikation um der Kommunikation willen geht. Der Inhalt der Kommunikation ist nicht beliebig, sondern durch den Terminus „Evangelium“ bestimmt: Die Botschaft, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg alle Menschen, die an ihn glauben, hinein nimmt in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt. Es ist die Aufgabe der Kirche und damit aller, die in ihr haupt- oder ehrenamtlich arbeiten, diese Botschaft zu kommunizieren. Ziel ist es, dass Menschen durch diesen Kommunikationsvorgang dem Evangelium so begegnen, dass sie seine Bedeutung für sich und ihr Leben und Handeln entdecken. Entscheidend ist also nicht, ob die Botschaft ausgerichtet wird, sondern ob sie ankommt. Dieses Verständnis steht ganz in der Linie Martin Luthers, der immer wieder betont hat, dass das Heilsgeschehen in Christus nicht an sich geschehen ist, sondern erst an sein Ziel gekommen ist, wenn der einzelne Mensch es für sich erfasst hat.¹⁹

Die Aufgabe der Kommunikation des Evangeliums von seiner Wirkung her zu denken, stellt allerdings sofort vor die Einsicht, dass eine solche „Wirkung“ des Evangeliums auch durch eine noch so gute Kommunikationstätigkeit nicht „gemacht“ werden kann. Das gilt schon für alltägliche Kommunikationsvorgänge – wir wissen alle, von wie vielen Faktoren es abhängt, wie das, was ich in gut gemeinter Absicht sage, dann „ankommt“. In Hinblick auf das Evangelium gilt es jedoch noch einmal verschärft: Die Wirkung des Evangeliums, klassisch als „Glaube“ beschrieben, ist letztlich eine Wirkung des Geistes und bleibt damit unverfügbar. Der Geist weht, wo er will – aber er weht nur selten im luftleeren Raum. Damit das Evangelium ankommen kann, muss es in irgendeiner Weise kommuniziert werden, und es ist ganz und gar nicht gleichgültig, auf welche Weise diese Kommunikation erfolgt. Zudem ist die Wirkung der Kommunikation des Evangeliums nicht immer unmittelbar sichtbar – gerade der Protestantismus mit seiner Hochschätzung der Subjektivität wird nicht von einer sofortigen „Bekehrung“ als Regelfall ausgehen, sondern eher eine langfristige, das Evangelium in den individuellen subjektiven Erfahrungen verarbeitende Wirkung erwarten.

Dieses theologisch komplexe Verhältnis zwischen Menschenwerk und Gotteswerk führt für den Pfarrberuf (und übrigens auch für die anderen kirchlichen Berufe) zu einem Dilemma, aus dem es kein Entrinnen gibt: Wir müssen unsere Kommunikationsbemühungen von ihrer

¹⁹ : „Denn ob Christus tausentmal für uns gegeben und gecreuzigt würde, were es alles umb sonst, wenn nicht das wort Gottes keme, und tehlets aus und schencket mirs und spreche, das soll deye sehn, nym hyn und habe dyrs.“ (WA 18; 202,37-203,2.)

potentiellen Wirkung her denken. Diese Wirkung aber liegt weder in unserer Hand noch ist sie überprüfbar. Dies auszuhalten und dennoch in den Kommunikationsbemühungen nicht nachzulassen, ist vielleicht die größte Anforderung an den Pfarrberuf – zumal dieser eng mit der eigenen Persönlichkeit verknüpft ist, so dass es schnell Selbstzweifel provoziert, wenn die Bemühungen scheinbar ins Leere laufen. Diese Aufgabe ist nur lösbar auf der Grundlage des Vertrauens auf das Wirken Gottes, das sowohl vor Selbstüberforderung („ich muss die Wirkung erzielen“) als auch vor dem Rückzug auf die „gute Absicht“ („ich kümmere mich nicht um die Wirkung“) bewahrt. Pfarrerinnen und Pfarrer müssen also von der potentiellen Wirkung ihrer Kommunikation des Evangeliums her denken, ihren Effekt aber letztlich Gott anheim stellen.

3.2. Die besondere Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern im Zusammenspiel mit den anderen Berufsgruppen und den Ehrenamtlichen

3.2. Die Aufgabenbestimmung nimmt die besondere Aufgabe des Pfarrberufs im Zusammenspiel mit den anderen Berufsgruppen und den Ehrenamtlichen in den Blick:

Diese Kommunikation des Evangeliums ist selbstverständlich Aufgabe der ganzen Kirche und nicht nur von Pfarrerinnen und Pfarrern. Ihre Aufgabe ist daher immer nur im Zusammenspiel mit anderen hauptberuflich Tätigen und mit Ehrenamtlichen zu begreifen. In diesem Zusammenspiel aber haben Pfarrerinnen und Pfarrer eine spezifische Rolle und Aufgabe, die sich durch vier Faktoren bestimmt:

1. durch ihre wissenschaftlich-theologische Ausbildung 2. durch die Komplexität ihrer beruflichen Ausrichtung, 3. durch die Verantwortlichkeit über ihren unmittelbaren Arbeitsbereich hinaus sowie 4. durch ihr öffentliches Amt

3.2.1. Pfarrerinnen und Pfarrern kommt von ihrer wissenschaftlich-theologischen Ausbildung her die Aufgabe zu, die jeweiligen kirchlichen Handlungsfelder als Kommunikation des Evangeliums zu reflektieren.

Zu 1: Pfarrerinnen und Pfarrern kommt von ihrer wissenschaftlich-theologischen Ausbildung her in besonderem Maße die Aufgabe zu, die jeweiligen kirchlichen Handlungsfelder als Kommunikation des Evangeliums zu reflektieren, zu deuten und dies individuell, kirchlich und gesellschaftlich plausibel zu machen – und zwar erneut von der Wirkung her gedacht.²⁰ Als die allen gemeinsame Kernkompetenz des pastoralen Berufes verstehe ich, die jeweiligen Arbeitsgebiete theologisch zu deuten als einen Weg, wie die Relevanz der christlichen Botschaft für Menschen heute erfahrbar wird. Sie sind also zuständig dafür, die Kommunikationswege zu reflektieren und entsprechende Konsequenzen zu ziehen. Dies gilt für die jeweils eigenen Arbeitsgebiete, aber auch für den Zusammenhang mit anderen kirchlichen Handlungsfeldern als Erfüllung des Auftrags der Kirche. Damit begreift sich der Pfarrberuf nicht mehr von seiner religiösen Zuständigkeit für ein bestimmtes Gebiet her, sondern von der Kommunikation des Evangeliums in bestimmten Handlungsfeldern als Teil der weltweiten Kirche Jesu Christi. Dies als grundlegende pastorale Aufgabe anzunehmen, ist ein hilfreicher Schritt für die Überwindung des Gegenübers von parochialem und

²⁰ Vgl. die Überzeugung Ernst Langes, dass die Taten „Kommunikation wie das Wort“ sind (Ernst Lange: Chancen des Alltags. Überlegungen zur Funktion des christlichen Gottesdienstes in der Gegenwart, Stuttgart/Gelnhausen 1965, 201). In meinem Verständnis des Kommunikationsbegriffs folge ich Ernst Lange, der den Begriff nicht im Sinne des allgemeinen Kommunikators verstand, sondern ebenfalls auf das Evangelium bezog.

nichtparochialem Pfarramt, die die Diskussion gelegentlich erschwert. Pfarrerinnen in der Krankenhausseelsorge, in der Diakonie, in der Bildungsarbeit etc. kommunizieren ebenso Evangelium wie Pfarrer in der Ortsgemeinde, und alle kirchliche Handlungsfelder müssen permanent der Reflexion unterzogen werden, wie diese Kommunikation jeweils geschieht und ob dies ein sinnvoller Weg dazu ist. Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer dies aktiv mit anderen – innerkirchlich und außerkirchlich – kommunizieren, dann kommunizieren sie gleichzeitig die Relevanz des Evangeliums für das Leben von Menschen und die Gesellschaft als ganze.

3.2.2. Das Berufsbild von Pfarrerinnen und Pfarrern ist komplex und potentiell „unendlich“.

Zu 2. Das Berufsbild von Pfarrerinnen und Pfarrern besitzt gegenüber anderen hauptberuflich in der Kirche Tätigen eine erhöhte Komplexität. Während kirchenmusikalische, gemeindepädagogische und diakonische Aufgaben in der Regel klarer auf bestimmte Handlungsfelder ausgerichtet sind, sind die pastoralen Aufgaben tatsächlich potenziell „unendlich“ – eben weil die Kommunikation des Evangeliums nicht abschließbar ist. Dies hat zur Konsequenz, dass eine definatorische allgemeingültige Begrenzung pastoraler Aufgaben – beispielsweise auf Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht, wie es gelegentlich versucht wird – nicht sachgemäß und daher nicht berufsgemäß ist. Denn denkt man von der Wirkung der Kommunikation des Evangeliums her, wird rasch deutlich, dass nicht ausgemacht ist, dass in der Jugendarbeit, in ökumenischer Arbeit, in der Gefängnisseelsorge, in der Diakonie etc. weniger Evangelium kommuniziert würde als in Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht.

Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer zuständig sind für die Kommunikation des Evangeliums in der Welt und mit der Welt, kann dies in einer pluralen und heterogenen Gesellschaft immer nur eine Kommunikation mit sehr unterschiedlichen Menschen auf unterschiedlichen Wegen sein. Die Milieutheorien haben mittlerweile auch empirisch belegt, was die pfarrberufliche Alltagserfahrung schon lange vermutet hat: Unterschiedliche Handlungsformen erreichen unterschiedliche Menschen auf unterschiedlichen Wegen, und bestimmte kirchliche Handlungsformen erreichen manche Bevölkerungsgruppen wesentlich besser als andere. Im Blick auf die Aufgabe der Kirche, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, wäre es theologisch höchst problematisch, bestimmte Handlungsformen auf Kosten anderer zu priorisieren, indem man sie dem pastoralen Aufgabenbereich entzieht – denn damit würde es die Kirche faktisch manchen Menschen nur aufgrund ihres Lebensstils erleichtern und anderen erschweren, an dieser Kommunikation teilzuhaben. Die Beschränkung der pastoralen Arbeitsfelder kann also nicht in einer generellen Lösung gesucht werden, sondern muss als interne Differenzierung erfolgen – dazu später mehr.

3.2.3. Zum Pfarrberuf gehört die Verantwortung für die Rahmenbedingungen der Kommunikation des Evangeliums als grundlegende Aufgabe.

Zu 3. Zur Komplexität des Pfarrberufs gehört, dass ihr Verantwortungsbereich über die unmittelbar von ihnen verantwortete Tätigkeit hinausgeht. Dies zeigt sich auch in Leitungsaufgaben, die viele Pfarrerinnen und Pfarrer innehaben. Es zeigt sich aber auch in Aufgaben und Gremientätigkeiten über ihren unmittelbaren Arbeitsbereich – Ortsgemeinde oder ihr konkretes Arbeitsgebiet – hinaus, die sich auf größere Bezüge, die Region, das Dekanat, oder die Landeskirche beziehen. Theologisch gesehen dienen diese Tätigkeiten dazu, die Rahmenbedingungen der Kommunikation des Evangeliums sicherzustellen oder diese so zu verbessern, dass das Evangelium künftig seine Wirkung potenziell noch stärker

entfalten kann. Leitungstätigkeit bedeutet in dieser Perspektive, Sorge dafür zu tragen, dass andere das Evangelium gut kommunizieren können. Dies gilt insbesondere für die Arbeit mit Ehrenamtlichen.

Denkt man in dieser Weise von der Kommunikation des Evangeliums als grundlegende Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern her, dann sind diese Arbeitsbereiche nichts „Uneigentliches“, das sie an ihren „eigentlichen“ Aufgaben hindern würde. Zum Pfarrberuf gehört es im Gegenteil konstitutiv hinzu, nicht nur selbst das Evangelium zu kommunizieren, sondern für gute Rahmenbedingungen für diesen Vorgang zu sorgen – also beispielsweise für hilfreiche Organisationsformen, in denen Menschen leicht Zugang finden können, für sinnvolle Absprachen oder für eine Verbesserung der Kommunikationsformen. Ebenso gehört dazu, andere Menschen zur Kommunikation des Evangeliums zu ermutigen und zu befähigen. Von der Wirkung her gedacht, ist diese Dimension überhaupt nicht zu unterschätzen, sondern eine grundlegende kirchliche Aufgabe, zu der – noch einmal aufgrund ihres langen Studiums – Pfarrerinnen und Pfarrer in besonderem Maße herausgefordert sind. Denn dies sind Entscheidungen, die nicht einfach pragmatisch und unter Finanzgesichtspunkten entschieden werden können, sondern theologisch reflektiert werden müssen. Anders ist dies mit Verwaltungsaufgaben wie Abrechnungen, Einträgen in Kirchenbücher etc., von denen in der Tat Pfarrerinnen und Pfarrer entlastet werden könnten und sollten.

3.2.4. Gegenüber dem „Priestertum aller Gläubigen“ hat das Pfarramt die besondere Verpflichtung zur verlässlichen öffentlichen Kommunikation.

Zu 4. Das evangelische Amtsverständnis kann immer nur im Kontext des „Priestertums aller Gläubigen“ betrachtet werden. Alle Christinnen und Christen sind zur Verkündigung berechtigt und verpflichtet. Das besondere pastorale Amt ist rein funktional begründet mit der Notwendigkeit einer zuverlässigen, geregelten öffentlichen Verkündigung. Dieser Öffentlichkeitsaspekt des pastoralen Berufs ist gerade in der Gegenwart mit ihrer Tendenz zur Verkirchlichung des Christentums und einem Gegenüber von binnenkirchlichem Raum und gesellschaftlicher Öffentlichkeit besonders zu betonen. Die Aufgabe, das Evangelium in der Welt und mit der Welt zu kommunizieren, bedeutet, dass Pfarrerinnen und Pfarrer sich von ihrer grundlegenden Aufgabenbestimmung her nicht in einen binnenkirchlichen Raum zurückziehen können, wie es manchmal angesichts der diversen Anforderungen nahe zu liegen scheint. Ulrike Wagner-Rau schlägt vor, den Ort von Pfarrerinnen und Pfarrern „auf der Schwelle“ zwischen binnenkirchlichem Raum und gesellschaftlicher Öffentlichkeit zu begreifen, die Sorge dafür tragen, dass die Tür nicht verschlossen wird und dass Anliegen aus der Gesellschaft in die Kirche und christliche Gehalte in die Gesellschaft hinein dringen.²¹

3.3. Exemplarisches Handeln

3.3. Die Kommunikation des Evangeliums kann immer nur exemplarisch geschehen.

Der Kommunikationsbegriff weist auf eine weitere Dimension hin: Die Kommunikation des Evangeliums kann immer nur *exemplarisch* geschehen. Da das Evangelium immer viel größer ist als das, was Menschen noch so umfassend tun können, kann jede kirchliche und jede pastorale Tätigkeit immer nur exemplarisch auf das Werk Gottes verweisen und es nie

²¹ Vgl. Wagner-Rau, 61 und 122.

abbilden. Dies entlastet von dem Druck, im Rahmen des pastoralen Stellenumfangs oder im Rahmen gemeindlichen Handelns möglichst viele Handlungsfelder zu „bespielen“ oder gar eine „Vollständigkeit“ zu erreichen. So lange der Grad der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung noch wesentlich geringer war, konnte das parochial-territoriale Prinzip suggerieren, dass eine Ortsgemeinde die religiöse „Versorgung“ aller in ihr lebenden Mitglieder abdeckte und damit umfassend für einen abgegrenzten Bezirk die Kommunikation des Evangeliums ausübte. Schon in früheren Jahrhunderten wurde aber neben dem kirchlichen Handeln auch sonst religiös kommuniziert – in der Familie, in der individuellen Frömmigkeit, im Volksglauben etc. Würde man heute noch das Ziel verfolgen, als Ortsgemeinde für alle ihr formell zugehörigen Gemeindeglieder das Evangelium umfassend zu kommunizieren, würde dies angesichts der Differenzierung der Gesellschaft zu einer völligen Überforderung von Gemeinde und Hauptamtlichen führen.

Diese heutige faktische Unmöglichkeit, für alle in einem Bezirk lebenden Menschen alle sinnvollen Kommunikationsformen des Evangeliums zu betreiben, wird m.E. theologisch der Aufgabe der Kirche wesentlich gerechter: exemplarisch vor Ort Evangelium kommunizieren im Verweis auf das Wirken Gottes. Der Blick auf das Wirken Gottes öffnet dann auch den Blick auf das kirchliche und pastorale Handeln im weiteren Umfeld, in dem Gott ebenso wirkt. Wen mein eigenes exemplarisches Handeln nicht erreicht, kann ein anderes ebenso exemplarisches Handeln erreichen. Es gibt andere Gemeinden und andere kirchliche Handlungsfelder, die ebenso fragmentarisch und exemplarisch Evangelium kommunizieren – und damit andere Menschen ansprechen.

3.4. Bewusste Entscheidung über Tun und Lassen

3.4. Eine bewusste Entscheidung über Tun und Lassen ist erforderlich.

Dies bedeutet, dass jeder Pfarrer und jede Pfarrerin sich auf bestimmte Arbeitsbereiche konzentriert, sich für diese bewusst entscheidet und damit andere gezielt vernachlässigt. Faktisch geschieht dies ja längst durchgehend – denn niemand kann auf allen möglichen und sinnvollen Wegen mit allen erreichbaren Menschen Evangelium kommunizieren. Das Denken von der Kommunikation des Evangeliums her anstelle des Denkens von Handlungsfeldern her ermöglicht nur einen neuen Blick darauf: Dann stehen nicht zunächst die traditionellen Handlungsfelder vor Augen, die die Arbeitszeit schon fast vollständig füllen, so dass „daneben“ kaum noch Zeit für etwas anderes ist. Denkt man von der Kommunikation des Evangeliums her, dann sind zunächst alle Kommunikationswege gleichberechtigt – das Filmprojekt und der Seniorenkreis, das Meditationsangebot und die Jugendgruppe, das Engagement im Stadtteil und die Seelsorge, die ökumenische Arbeit und die Freizeit für Alleinerziehende, zwischen denen eine Entscheidung getroffen werden muss. Konstante Größen dürften dabei Gottesdienste, Kasualien und Unterricht sein, aber auch hier gibt es Spielräume der Schwerpunktsetzung – welche Gottesdienstformen es in welchem Rhythmus gibt, wie viel Raum meiner Arbeitszeit die Kasualien und der Religionsunterricht einnehmen. Bei übergemeindlichen Arbeitsfeldern mag das Spektrum an Handlungsfeldern weniger groß sein als in der Gemeinde, aber auch hier kann niemand alles Mögliche und Sinnvolle abdecken, so dass Entscheidungen über Tun und Lassen getroffen werden.

3.5. Entscheidung nach theologischen Kriterien

3.5. Die Entscheidung muss nach theologischen Kriterien erfolgen.

Ich plädiere also dafür, die faktisch schon immer getroffenen Entscheidungen zu bewussten, konzeptionell und vor allem: theologisch reflektierten Entscheidungen zu machen. Denn das Kriterium für diese Entscheidungen sollte die theologische Frage sein, was – nach dem immer begrenzten derzeitigen Kenntnisstand – das Evangelium in der jeweiligen Situation und ihrem Kontext voraussichtlich am sinnvollsten kommuniziert: nämlich so, dass das menschliche Machbare dazu getan wird, dass Menschen vom Evangelium erreicht werden. Alle Tätigkeiten müssen sich der Frage stellen, inwiefern sie Evangelium kommunizieren, andere befähigen, das zu tun, oder Rahmenbedingungen zu einer erleichterten Kommunikation des Evangeliums zu schaffen. Dies zu reflektieren und zu formulieren (so dass es auch anderen deutlich wird), gehört zu den wesentlichen Aufgaben des Pfarrberufs – und zu seiner Grundlegung als „theologischer Beruf“.²²

Bei den Entscheidungsprozessen dürfte es eindeutige und weniger eindeutige Befunde geben. Vermutlich werden die Handlungsfelder sich nach diesem Kriterium nicht von selbst so sortieren, dass genau das richtige Maß übrig bleibt, denn es ist immer theologische Deutungsarbeit, welches Handlungsfeld mit wem und für wen auf welche Weise Evangelium kommuniziert. Ich halte jedoch die Perspektive für wichtig, um sich der Fülle der Handlungsfelder überhaupt sortierend und kritisch zu nähern. Wichtig erscheint mir, nicht die gewohnten Felder mit der Haltung zu „verteidigen“, dass sie doch „irgendwie auch“ Evangelium kommunizieren, sondern ernsthaft und kritisch zu prüfen, bei welchen Feldern dies in welcher Weise der Fall ist – erneut von der „vermuteten“ Wirkung her gedacht und nicht von der eigenen Absicht.²³

Dies ist eine anspruchsvolle Aufgabe, die mit einer aufmerksamen Wahrnehmung für den jeweiligen ortsgemeindlichen oder übergemeindlichen Kontext und die Menschen in ihm beginnt. Dafür sind Wahrnehmungsinstrumente wie die Milieutheorie hilfreich, sofern sie nicht unreflektiert in hektische Aktivität umgesetzt werden („für dieses Milieu müssen wir ja auch noch etwas tun“), sondern als zusätzliche Wahrnehmungshilfe genutzt werden, die Einseitigkeiten und Differenzierungen aufzeigt. Dabei ist es sicher nicht leicht, nicht vorrangig den eigenen Lieblingsfeldern besonders viel „Wirkung“ zuzumessen und den Entscheidungsprozess nicht von einer „Verteidigungshaltung“ dominieren zu lassen. Pfarrerinnen und Pfarrern wird damit zugemutet, immer wieder einen Perspektivenwechsel vorzunehmen, mit denen sie quasi „von außen“ auf ihre eigene Arbeit blicken und sie mit den Augen anderer und nach theologischen Kriterien betrachten.

Gleichzeitig gehört zur Wahrnehmung aber auch eine ehrliche Selbstwahrnehmung der eigenen Stärken und Schwächen. Denn die eigenen Talente und Charismen sind ein wesentlicher Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums, die genutzt werden sollten, da sie in der Kommunikation des Evangeliums unverzichtbar sind. Insofern ist auch immer die eigene Person in die Entscheidung einzubeziehen, denn Handlungsfelder, die theoretisch in

²² Vgl. Christian Grethlein: *Pfarrer – ein theologischer Beruf* (edition chrismon), Frankfurt a.M. 2009.

²³ Ähnlich Wagner-Rau, 61f. „Bei der Beantwortung der Frage, wie die Erfordernisse kirchlichen Handelns zu bestimmen sind, müssen theologische Kriterien die Wahrnehmung und Deutung der Wirklichkeit leiten. Entscheidungen können sich nicht allein daran orientieren, wie möglichst viele Menschen anzusprechen und zu gewinnen sind, sondern müssen sich auch theologisch als tragfähig ausweisen. Allerdings soll und darf dies nicht heißen, dass die Bedürfnislagen der Menschen und ihre berechtigten Erwartungen an die Kirche disqualifiziert werden. Aber die positive Aufnahme von Bedürfnissen ist nicht mit ihrer schlichten Bestätigung und Befriedigung gleichzusetzen, sondern sie zeigt sich in einer Arbeit mit und an diesen Bedürfnissen, die immer wieder auch über sie hinausführt und sie verwandelt.“

dieser Gemeinde sinnvoll wären, die ich mit meinen Stärken und Schwächen aber nicht gut ausfüllen kann, dürften – von der Wirkung her gedacht – keine gute Wahl sein. Möglicherweise können dies andere Hauptamtliche oder Ehrenamtliche ausfüllen, – oder aber es findet in der Nachbargemeinde statt, und ich verweise Menschen konkret an diese.

Schließlich gehört auch immer der Blick nach rechts und links zur umfassenden Wahrnehmung dazu: Welche Arbeitsgebiete werden von anderen in der Nähe bereits gut vertreten – oder könnten entsprechend gut vertreten werden? Wo können wir uns absprechen und gegenseitig entlasten, indem der eine Ort einen Schwerpunkt auf Jugendarbeit setzt, der zweite auf sozialdiakonisches Engagement, der dritte auf spirituelle Arbeit etc. Dies bedeutet eine Abkehr von der Idee, möglichst alles unter einem Kirchturm zu versammeln und denkt von dem Anliegen her, das Evangelium mit aller Welt in unterschiedlichen Formen zu kommunizieren. Selbstverständlich bedeutet dies auch manchen Verlust – von Traditionen und auch von nahen Wegen für manche Menschen –, aber die Alternativen erscheinen mir alle deutlich schlechter als die Akzeptanz des Verlustes zugunsten einer gelingenden Arbeit in der Zukunft. Ebenso selbstverständlich dürfte sein, dass eine solche Entscheidung nicht von heute auf morgen erfolgt und umgesetzt wird, sondern kommuniziert und allmählich umgesetzt wird.

Eine wichtige Perspektive für diesen Prozess ist die Einsicht, dass die Kommunikation des Evangeliums keine Frage von Quantität ist: Die seit der Idee der „lebendigen Gemeindehauses“ leitende Überzeugung, dass „Mehr“ auch immer „besser“ ist, muss überwunden werden. Wenn alles Handeln immer nur exemplarisch sein kann, kann die bewusste und liebevolle Gestaltung eines Handlungsfeldes sinnvoller sein als drei Arbeitsbereiche zu „versorgen“.

Dieser Entscheidungsprozess ist dann aber ganz wesentlich eine theologische Aufgabe, denn er muss die Kommunikation des Evangeliums reflektieren und begründen, warum dieser Kommunikationsweg sinnvoller scheint als jener. Dafür wird fundierte theologische Kompetenz gebraucht (die wir – dies als Nebenbemerkung – im Studium vermitteln müssen) und die selbstverständlich nie aufhört. Es braucht den Mut, klare Entscheidungen zu treffen, die sicher manchmal auch einem selbst schmerzen. Dabei kann die Perspektive hilfreich sein, dass jede Kommunikation des Evangeliums immer nur exemplarisch geschehen kann und dass von anderen andere Kommunikationswege beschritten werden – ich muss nicht alles machen, was sinnvoll und notwendig wäre. In diesen Entscheidungsprozessen wird es Fehler geben, falsche Einschätzungen und Umwege, die unvermeidbar sind – weil wir in dieser Welt den Schatz immer nur in irdenen Gefäßen haben, die sich durchaus auch einmal als ungeeignet erweisen dürfen.

Neben der theologischen Kompetenz und dem Mut zum Risiko braucht es dann aber auch persönliche Stärke. Faktische Entscheidungen, die dem Bisherigen in jedem Fall Priorität geben, haben den Vorteil, dass es nur selten Zorn und Enttäuschung von denen gibt, die noch nie im Blick waren. Werden bisherige Tätigkeitsfelder eingestellt, erfordert dies die Stärke, Zorn und Enttäuschung auszuhalten. Denn ein Handeln, das mehr Menschen erreichen will, verärgert zwangsläufig andere. Man kann es nicht allen Recht machen. Dies auszuhalten in dem Bewusstsein, dass Bedürfnisse von Kirchenmitgliedern aufmerksam zu hören sind, jedoch auch diese theologischen Kriterien unterzogen werden, braucht Stärke – und eine gute Unterstützung.

3.6. Unterstützung im Entscheidungsprozess

3.6. Pfarrerinnen und Pfarrer brauchen Unterstützung in den Entscheidungsprozessen.

Diesen Entscheidungsweg kann und sollte ein Pfarrer, eine Pfarrerin nicht allein gehen. Sie brauchen dafür die Rückendeckung und die Unterstützung von Kirchenleitungen und Vorgesetzten. Generalisierte Forderungen wie gerade in der nordelbischen Landeskirche noch einmal von bischöflicher Seite betont, dass keinesfalls die Gottesdienste an zweiten Festtagen ausfallen dürften, sind wenig hilfreich, denn sie berücksichtigen die Kommunikation des Evangeliums in der einzelnen Gemeinde nicht. In der Ortsgemeinde sollte der Kirchenvorstand an den Entscheidungsprozessen beteiligt werden und diese Entscheidungen entsprechend mittragen. Dabei sollte eine Balance gefunden werden zwischen dem Recht von Pfarrerinnen und Pfarrern, eigene Schwerpunkte in der pastoralen Arbeit zu setzen und der Gefahr, hauptsächlich seine „Hobbys“ zu pflegen. Die Perspektive des konstruktiv mitdenkenden Kirchenvorstandes kann dabei auch ein kritisches Korrektiv bilden zu der Frage nach der Wirkung der Kommunikation des Evangeliums. Für übergemeindliche Pfarrstellen ist dieser Weg mit dem entsprechenden verantwortlichen Gremium zu gehen.

Häufig wird dabei beratende Hilfe sinnvoll sein, die den Prozess unterstützt und hilft, dass es nicht zu einem Kompromiss der Gruppeninteressen kommt, sondern eine gemeinsame Suche nach sinnvollen Formen der Kommunikation des Evangeliums mit den gegebenen Ressourcen – Personen, Zeit, Geld, Umfeld etc. – erfolgt. Aber auch durchgehend erscheint mir die Gestaltung des pfarrberuflichen Alltags gegenwärtig eine so wichtige und zugleich so anspruchsvolle Aufgabe, dass Supervision, Coaching und Beratung kaum genug zur Anwendung kommen können.

Ferner sind, wie erwähnt, Absprachen in der Region sinnvoll, die die Interessen aller Beteiligten wahrnehmen.

3.7. In der eigenen Begrenzung andere stärker wahrnehmen

3.7. Pfarrerinnen und Pfarrer können in der eigenen Begrenzung andere stärker wahrnehmen.

Bewusste Entscheidungen über das „Lassen“ lassen die eigene Angewiesenheit auf andere spürbarer werden und ihre Stärken und Fähigkeiten bewusster wahrnehmen. Eine solche Haltung eigener Begrenztheit verweist mich unweigerlich auf andere, denn ich bin darauf angewiesen, dass andere Menschen andere Wege beschreiten mit demselben Ziel. Dies kann einerseits kollegiale Zusammenarbeit fördern. Es kann aber auch – in der Zusammenarbeit mit anderen Hauptamtlichen, besonders aber auch Ehrenamtlichen – deren Selbstständigkeit und Initiative stärker schätzen lassen. Die Perspektive des gemeinsamen Zieles, das Evangelium zu kommunizieren, kann möglicherweise helfen, weniger von dem eigenen Handeln her zu denken als von der gemeinsamen Sache.

3.8. Die theologische Dimension der Begrenzung

3.8. Die Perspektive der Begrenzung hat eine theologische Dimension.

Eine solche Begrenzung pastoralen Handelns hat selbstverständlich einen pragmatischen Zug: Kräfte und Arbeitszeiten von Pfarrerinnen und Pfarrern sind nicht unbegrenzt und müssen

sinnvoll eingesetzt werden. Sie hat aber auch eine geistliche Dimension, auf die Ulrike Wagner-Rau nachdrücklich hinweist. Ich zitiere: „Theologie beginnt mit der schmerzlichen Einsicht, dass dem Menschen nichts unbegrenzt zur Verfügung steht: nicht die Lebenszeit und die Lebenskraft. Nicht die Fähigkeit, das Leben konstruktiv, menschenfreundlich und liebevoll zu gestalten. Nicht das Geld. Nicht die Möglichkeit, über bestimmte Bereiche hinaus Einfluss zu nehmen. Die Grenzen verfügbarer Ressourcen und die Grenzen eigener Möglichkeiten sind in die Menschlichkeit konstitutiv eingeschrieben.“²⁴ Dass Menschen permanent Erfahrungen mit ihren Grenzen machen, fragmentarisch und unvollkommen sind und daher immer auch in der Sünde verfangen, ist die grundlegende Einsicht reformatorischer Anthropologie. Pfarrerinnen und Pfarrer predigen das, vermitteln dies in Seelsorge und Unterricht – und haben es in der Gestaltung ihres beruflichen Lebens manchmal besonders schwer, mit den Grenzen ihres eigenen Tuns umzugehen, nicht zuletzt auch wegen der hohen Ansprüche, die von außen gestellt werden, die sie aber auch selbst an sich haben.²⁵

3.9. Arbeitszeit gestalten

3.9. Pfarrerinnen und Pfarrer dürfen und sollten ihre Arbeitszeit bewusst gestalten.

Die Perspektive begrenzter Ressourcen führt dazu, die Arbeitszeit von Pfarrerinnen und Pfarrern konkret in den Blick zu nehmen. Dies ist ein emotional aufgeladenes Thema, weil das Rechnen in Stunden gelegentlich mit einer vollständigen „Berufsförmigkeit“ des Pfarrberufes gleichgesetzt wird, die seiner „Lebensförmigkeit“ entgegensteht: Der Pfarrberuf sei gerade kein Beruf, bei dem man nur zwischen Neun und Fünf im Dienst sei. Daran ist selbstverständlich richtig, dass man auch nach 17.00, gelegentlich auch vor 9.00 arbeitet und ebenso, dass man sich nicht mit dem Hinweis auf Arbeitszeiten einem dringenden Hilferuf mitten in der Nacht oder am freien Tag verwehren wird – was aber die meisten auch als Christenmensch nicht tun würden. Der berechtigte Hinweis auf den engen Zusammenhang zwischen Beruf und Person muss – und sollte – jedoch nicht bedeuten, eine bewusste Wahrnehmung und Gestaltung von Arbeitszeit zu negieren. Es gehört im Gegenteil zu der dem Pfarramt innewohnenden Aufgabe, die Kommunikation des Evangeliums in seinen realistischen Möglichkeiten zu reflektieren und die Arbeitszeit als Ressource (und nicht von vornherein als Begrenzung) dafür in den Blick zu nehmen.

Über Arbeitszeiten im Pfarrberuf ist in den letzten Jahren viel diskutiert worden. Immer wieder wurde und wird eine Zahl von 54 Stunden für ein volles Gehalt genannt, dies wären 6 Tagen die Woche mal 9 Stunden, entsprechend 27 mit halbem Gehalt. Diese Zahl ist mittlerweile zu eine Art Mythos geworden, der empirisch nie fundiert überprüft worden ist – vor allem aber Realität und Normativität verwechselt: Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer faktisch so viel arbeiten, bedeutet dies ja noch lange nicht, dass sie dies tun sollten (bzw. dass Teildienststellen dann 27 Stunden arbeiten sollten). Ich halte diese Zahl für willkürlich, nicht begründet und schlicht zu hoch. Der Pfarrberuf ist ein kreativer und anstrengender Beruf, der auch von schöpferischen Pausen lebt. Er benötigt eine spirituelle Grundlage, die Zeit benötigt. In ihm braucht es Zeit für Ungeplantes. Vor allem aber wird das Evangelium nicht überzeugend kommuniziert, wenn diese Tätigkeit Erschöpfung bedeutet – erneut von der Wirkung her gedacht. Die Arbeitszeit muss so bemessen sein, dass Personen, die

²⁴ Wagner-Rau, 75.

²⁵ Vgl. dazu auch Wagner-Rau, 76.

hauptberuflich mit dem Evangelium befasst sind, nicht daran gehindert werden, Gelassenheit, Freude am Leben und den Blick für das Wesentliche auszustrahlen.

Eine genaue Stundenzahl scheint mir auch – ähnlich wie beispielsweise bei Lehrkräften – schwer festlegbar zu sein, weil vieles Vorbereitungszeit ist, die die einen kurz und intensiv und die anderen lang und extensiv nutzen. Eine Richtgröße zwischen 40 und 50 Stunden im Jahresmitteln scheint mir eine sinnvolle Linie zu sein. Ein Jahresmittel anzusetzen, hat den Vorteil, dass es den „saisonalen“ Charakter des Pfarrberufs berücksichtigt: In der Adventszeit, in der Passionszeit, bei Konfirmationen oder bei der Jugendfreizeit in den Sommerferien werden es sicher auch einmal mehr Stunden sein, dafür können und sollten es dann in anderen Phasen auch deutlich weniger sein. Ohne mindestens einen wirklich freien Tag in der Woche kommt vermutlich kein Mensch auf Dauer ohne gesundheitliche Schäden davon (selbst meinen Examenskandidatinnen sage ich immer, dass das biblische Sabbatgebot auch für diese Lebensphase gilt, zumal sie dann auch noch effektiver arbeiten können).

Zur Gestaltung des pfarrberuflichen Alltags gehört aber auch Zeit für Ungeplantes und Unverzwecktes. Auch dies kommuniziert Evangelium, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ein Verständnis von Zeit repräsentieren, das nicht im „Geschäft des Alltags“ aufgeht, sondern über das jetzt zu Erledigende hinaus weist. In der Alltagsgestaltung kann dann eine Ahnung davon aufleuchten, dass das eigene Handeln immer vorläufig ist und das Reich Gottes nicht herbeiführen wird – und gleichzeitig unendlich wertvoll und unverzichtbar ist für die Kommunikation des Evangeliums – denn in ihm scheint es etwas auf vom Evangelium selbst.